Interaktionen von Frauen und Männern im familialen Netz

Autor(en): **Joris, Elisabeth / Witzig, Heidi**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **3 (1996)**

Heft 3

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-87860

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

INTERAKTIONEN VON FRAUEN UND MÄNNERN IM FAMILIALEN NETZ

ELISABETH JORIS, HEIDI WITZIG

Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert unterlag der Familienverband einem Struktur- und Bedeutungswandel, der die familialen Interaktionen von Frauen und Männern je nach Region und Schichtzugehörigkeit verschieden prägte und ebenso verschieden erlebt und interpretiert wurde. Die Familie als wirtschaftliche und soziale Einheit hatte traditionell die Doppelfunktion, durch optimale Zusammenarbeit das materielle Überleben des Familienverbandes zu sichern und den emotionalen Familienzusammenhalt so gut wie möglich zu gewährleisten. Je nach Zeit, Familienphase und Schichtzugehörigkeit wurden die Prioritäten verschieden gesetzt, was die familialen Interaktionen laufend veränderte. Besonders flexibel waren die Frauen; ihre enge und den jeweiligen Bedürfnissen angepasste Zusammenarbeit garantierte den optimalen ökonomischen und emotionalen Familienzusammenhang. Zusammen mit den Rahmenbedingungen veränderten sich auch die Deutungsmuster: die propagierten Stereotypen der Geschlechterrollen mischten sich mit dem Selbstverständnis, das im familialen Alltag und in der konkreten Zusammenarbeit wurzelte.
Wir stellen diese vielfältigen Ebenen des Wandels am Beispiel von Familienformen vor, die im Zürcher Oberland zwischen 1850 und 1920 typisch waren, und stützen uns im wesentlichen auf die Erkenntnisse unserer Untersuchung über den familialen Alltag von Frauen im Zürcher Oberland.[1]

INTERAKTIONEN ALS AUSTAUSCH VON ÖKONOMISCH UNVERZICHTBAREN PROFESSIONELLEN LEISTUNGEN

Für Familienbetriebe in Landwirtschaft, Handwerk, Gewerbe und Kleinindustrie spielte neben der Rollenflexibilität der Frauen bis zum 20. Jahrhundert auch die professionelle Zusammenarbeit der Familienmitglieder eine entscheidende Rolle. Diese traditionellen Familienbetriebe entwickelten gegen die Jahrhundertwende häufig auch eine starke wirtschaftliche Dynamik. Der Wille, zusammen zu arbeiten und vorwärts zu kommen, prägte die familialen Interaktionen und auch das Selbstverständnis entscheidend. So beschrieb beispiels-

weise Elisabeth Hess-Brändli aus Wald die elterliche gewerbliche Hauswirtschaft nach 1880: «Wir führten nach einiger Zeit neben dem Tuchhandel noch einen Bettenhandel mit unserem Vetter und Nachbar [...]. Die Tochter Regula Brändli wob den Bettenstoff für unsern Geschäftsbedarf noch von Hand. Das war eine sehr strenge Arbeit. Ich musste dann das Bettgefäss mit meiner neuen Maschine zusammennähen, sowie auch die Überzüge, eine Arbeit, welche meine Mutter von Hand gemacht hatte. Wir besassen eine Hausindustrie, die sich wohl sehen lassen durfte, und uns ökonomisch vorwärts brachte.» Elisabeth machte selbstverständlich eine Schneiderinnenlehre, und das Geschäft wurde um eine Damen- und Herrenschneiderei erweitert. «Nach meiner beendeten Lehrzeit konnte ich mich daheim in der Damenschneiderei betätigen. Es war eine meiner schönsten Zeiten gewesen. Sorglos glücklich konnte ich das friedliche Familienleben geniessen.» Als die Mutter starb, «musste ich die häuslichen Pflichten übernehmen und konnte mich der Näherei nur wenig widmen, weil auch die Bedienung der Kundschaft auf mir lag. Der Anfang war für mich sehr schwer, weil meine liebe Mutter sel. alle diese Arbeiten ohne meine Mithilfe besorgt hatte und ich darin keine Praktik und Übung erworben hatte.» Der Familienbetrieb expandierte, sie bauten ein eigenes Geschäft und zwei Wohnungen. «Im Frühjahr 1891 heiratete mein Bruder und im Mai übersiedelten wir ins neue Heim. Mein l. Vater und ich hatten zusammen eine eigene Wohnung.» Nach langem Zögern entschloss sich Elisabeth zur Heirat mit einem Bäckermeister. «Nun traten andere Verhältnisse an mich heran, denen ich mich manchmal nicht gewachsen fühlte. Der Verkehr im Laden machte mir Freude, weil ich von daheim her mich an die Bedienung der Kunden gewöhnt war. Einzig für die Arbeit in der Backstube hatte ich nicht das richtige Verständnis, und darum auch keine Freude daran, weil ich das nie gelernt hatte, und nie etwas recht machen konnte. Dies gab oft Zwistigkeiten [...]. Unser Geschäft, das von morgens 7 Uhr bis abends 10 Uhr offen war, nahm meine Zeit stark in Anspruch. Besonders Samstag und Sonntag konnte ich mich meinen lb. Kindern wenig widmen. Ich musste sie daher meinem treuen zuverlässigen Dienstmädchen, welches die Kinder sehr liebte, überlassen [...].»[2]

Flexibles Wechseln zwischen den verschiedenen Produktionsbereichen, hohe Priorität von professioneller Aktivität und Zweitrangigkeit der häuslichen und erzieherischen Arbeiten – dies waren Kennzeichen der Frauenarbeit in dieser dynamischen Hauswirtschaft. In ihrer Zusammenarbeit waren Frauen wie Männer auf hohe berufliche Qualifikation angewiesen. Die Lehre als Schneiderin war für viele junge Frauen aus kleinen textilen Gewerbebetrieben ein «Königinnenweg», der ihnen – unabhängig vom Zivilstand – einen hohen Stellenwert im familialen Gefüge garantierte.

Elisabeth Hess bezog ihr Selbstvertrauen, oder auch ihr Gefühl des Versagens,

eher aus ihrer Rolle als Geschäftsfrau als aus ihrer Mutter- und Hausfrauenrolle. Daheim war sie als Schneiderin eine unersetzbare Arbeitskraft, und sie fühlte sich «sorglos glücklich». Als sie nach dem Tod ihrer Mutter Haushalt und Laden übernehmen musste, fehlten ihr anfänglich «Praktik und Übung», was die Zusammenarbeit und somit die Familienharmonie trübte. Auch später als Bäckersfrau konnte sie anfänglich «nie etwas recht machen»; ihre Unerfahrenheit führte zu betrieblichen und somit auch ehelichen Zwistigkeiten. Als sie sich eingearbeitet hatte, fühlte sie sich im Laden an ihrem Platz. Auch in anderen Familienbetrieben, wo die Berufslehre den Männern vorbehalten war, bildete der Laden den Aufgabenbereich, der ihnen Anerkennung, Befriedigung und ein hohes Selbstwertgefühl verschaffte.

Weibliche Rollenflexibilität und hoher Professionalisierungsgrad prägten auch die Interaktionen in FabrikarbeiterInnenfamilien, wo vor allem in der Textilindustrie auch verheiratete Frauen als qualifizierte Weberinnen ausser Haus arbeiteten. Doch wich das selbstverständliche «Nebeneinander» verschiedener Arbeiten einem klaren «Nacheinander». Geldverdienen, Haushalt und Kinderhüten geschahen nicht mehr am gleichen Ort und praktisch zur gleichen Zeit; die Rollen der unproduktiven häuslichen Arbeiten trennten sich von den produktiven. Zudem war nicht mehr professionelle familiale Zusammenarbeit gefragt, sondern individuelle Professionalität und allenfalls Zusammenarbeit mit anderen Leuten im Rahmen der Fabrik. So bildete in FabrikarbeiterInnenfamilien die selbstverständliche Rollenflexiblität und Professionalität der Frauen für diese meist keine Quelle von Selbstbewusstsein und Elan mehr. Ihr Rollenideal war – allerdings mit einer gewissen Ambivalenz – auf das Leitbild der bürgerlichen Familie ausgerichtet. Beruhte das «harmonische Familienleben» bei Elisabeth Hess-Brändli auf der guten, professionellen Zusammenarbeit praktisch rund um die Uhr, traf sich die ArbeiterInnenfamilie nur noch ausserhalb der Arbeitszeit. Wie Otto Kunz in der Lebensbeschreibung seiner Mutter eindrücklich schildert, wurde das Familienleben um 1900 als «harmonisch» empfunden, wenn die Mutter Haushalt und Garten übernehmen konnte, während möglichst viele Kinder zusammen mit dem Vater in die Fabrik gingen.[3]

INTERAKTIONEN IN FAMILIEN MIT PROFESSIONELLEM GEFÄLLE: DER PFARRHAUSHALT

Die spezielle bildungsbürgerliche Problematik prägte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Zusammenarbeit in Familien, wo die Männer dank ihrer Bildung prestigereiche Stellungen in öffentlichen Verwaltungen oder schulischen und kirchlichen Institutionen besetzten und zunehmend gut Geld verdienten.

Pfarrfamilien funktionierten eigentlich «von Amtes wegen» als traditionelle Familienbetriebe. Im Unterschied zu den Familien im Kleingewerbe und der Arbeiterschaft waren die Interaktionen jedoch stark geprägt von der Dominanz des Pfarrberufs. Der Pfarrer – vor der Regeneration 1830 noch Repräsentant der Stadt auf der beherrschten Landschaft – hatte ein Studium hinter sich und wurde aufgrund seiner Ausbildung gewählt. Zwar war die Ehefrau immer mitgemeint – ein Pfarrer ohne Pfarrfrau hatte kaum Chancen auf eine Stelle. Die Pfarrfrau hatte eine klar definierte Amtsrolle, indem sie ihrem Mann möglichst viele soziale Aufgaben abnahm und insbesondere die Frauen betreute. Trotzdem galten die Würde und Ehre des Amtes sowie die Besoldung ausschliesslich dem Pfarrer.[4] Schon im 19. Jahrhundert galten Pfarrfamilien zunehmend auch als Ideal der christlichen Familie, in welcher Liebe und Güte regierten und die Frau sich als Gattin, Mutter und Hausfrau vorbildlich verwirklichte.

Nicht nur das professionelle Gefälle zwischen den ArbeitspartnerInnen und die hohen Anforderungen an die emotionalen Fähigkeiten der Ehefrau prägten die Interaktionen in Pfarrfamilien. Pfarrfamilien hatten im Gegensatz zu anderen bildungsbürgerlichen Familien kaum je einen Familiensitz; das Pfarrhaus war eine Residenz auf Zeit und an die Anstellung des Pfarrers gebunden. Zudem war in Pfarrfamilien der Zwang zur professionellen Ausbildung auch der Töchter sehr stark. Wenn sie sich nicht verheirateten, war ein Leben auf Kosten der Herkunftsfamilie praktisch unmöglich.

Pfarrer Otto Anton Werdmüller stammte aus einem alten einflussreichen Stadtzürcher Geschlecht. Doch konnte seine Familie auf kein bedeutendes Vermögen zurückgreifen. 1815 heiratete er die Stadtbürgerin Magdalena Esslinger und wurde nach verschiedenen Stationen 1829 nach Uster gewählt. Ganz heimisch fühlte sich das Ehepaar in dieser Gemeinde nie; ihre wichtigsten Kontakte blieben Verwandtschaft und befreundete Pfarrfamilien der Umgebung. Um so mehr fühlten sich Magdalena und Otto Anton Werdmüller-Esslinger gegenseitig verantwortlich und bestärkten sich durch liebevolle Zuwendung. Zärtlich zeigten sie sich auch gegenüber ihren Kindern. Zuneigung und enges Zusammengehörigkeitsgefühl prägte später das Verhältnis der Geschwister untereinander, hatten sie doch lange nur wenig Kontakt nach aussen, da die älteren Kinder längere Zeit zu Hause vom Vater unterrichtet wurden. Erst in Uster schlossen die jüngeren Töchter Schulbekanntschaften, auch mit Töchtern aus den dominierenden liberalen Fabrikanten- und Lehrerkreisen. Die Pfarrtöchter waren wissbegierig und musikalisch; sie lasen viel, spielten Klavier und übten sich – gefördert von der Mutter – im anspruchsvollen Gesang. Bildungsmässig gehörten sie zur Elite, doch einerseits fehlte der Familie die Verankerung in einem lokalen Verwandtschaftsnetz, anderseits wurde die gesellschaftliche und politische Stellung der Pfarrer seit 1830 von den lokalen Führungskräften in Frage gestellt.

Die 1815 geborene erste Tochter Mäde war bald schon die Vertraute der Mutter und mitverantwortlich für die zehn und mehr Jahre jüngeren Schwestern. Sie war als einzige verlobt gewesen – natürlich mit einem Pfarrer – und löste diese Verlobung aus heute nicht mehr rekonstruierbaren Gründen wieder auf. Sie half gegen Entgelt dem Bruder und Arzt Otto Werdmüller in der Apotheke und führte die Buchhaltung der Praxis. Der Gedanke an eine bessere ökonomische Absicherung ihrer Zukunft drängte sich auf. Zusammen mit der Mutter entschied sie, später im Pfarrhaus eine Töchterpension zu eröffnen. Private Töchterpensionen standen seit der Jahrhundertmitte hoch im Kurs. Im Gefolge Pestalozzis hatten unter dem Motto der «Herzensbildung» zahlreiche Frauen ohne professionelle Ausbildung bei sich zu Hause Privatschulen errichtet, um als gereifte «Mütter» den Töchtern das moralische, sittliche und bildungsmässige Rüstzeug für ihre zukünftige Rolle zu vermitteln.

Die Pfarrtöchter Werdmüller bemühten sich um einen professionellen Standard. Um sich die notwendigen Fähigkeiten anzueignen und Französisch zu lernen, ging Mäde als Erzieherin für ein Jahr ins waadtländische Baulmes zu einer Pfarrfamilie. Diese Öffnung auf einen neuen Bekanntenkreis sollte für die zukünftige Pension von entscheidender Bedeutung werden, knüpfte doch Mäde über die dortige Pfarrfrau erste Fäden zur evangelischen Erneuerungsbewegung der Westschweiz.

Marie ihrerseits hatte sich in Lausanne bei der Familie Francillon als Erzieherin aufgehalten. Neben dem Französischen übte sie sich im Welschland vor allem im Zeichnen. Im Hause der Familie Francillon kamen Angehörige der «Eglise libre» zu ihren «réunions» zusammen. Sie ermöglichte der jüngsten Schwester, der eher zurückhaltenden Auguste, den Aufenthalt in Lausanne im Umkreis der als «momiers» beschimpften pietistischen Dissidenten. Marie selbst hielt sich noch als Erzieherin in der Arztfamilie Brunner auf, dem Leiter der Kuranstalt Albisbrunn, um auch den kantonalen Anforderungen für die Führung einer Privatschule zu genügen. Wissbegierig einerseits und zielbewusst anderseits, eignete sie sich neben Erfahrungen im Unterrichten auch weitere Fähigkeiten im naturwissenschaftlichen und sprachlichen Bereich an und profitierte nicht zuletzt vom Wissen der verschiedenen Kurgäste. Sie setzte sich mit modernen pädagogischen Lehrmethoden auseinander, nutzte die Grammatik von Thomas Scherr, dem von ihren Kreisen viel gehassten ehemaligen Gründer und Leiter des Kantonalen Lehrerseminars Küsnacht. Schliesslich war sie sogar stolz auf den Besuch bei Josephine Stadlin, der bekannten Gründerin eines Seminars für zukünftige Erzieherinnen, obwohl diese eng mit dem freisinnigen Lager liiert war und später deren Exponenten Dr. Hans-Ulrich Zehnder heiratete.

Nach ihrer Rückkehr ins elterliche Pfarrhaus eröffnete Mäde zusammen mit ihrer Mutter und der jüngeren Schwester Marie eine Pension, in der bald auch

Auguste ihren Tätigkeitsbereich fand. Unterrichtet wurden im Werdmüller-Institut sowohl schulentlassene Ustermer Töchter wie auch interne Pensionärinnen aus der Westschweiz. Diese rekrutierten die Schwestern allesamt aus dem Umkreis der dortigen Erweckungsbewegung. Die Werdmüller-Pension nahm 1854 erstmals auch schulpflichtige Kinder auf und trat somit über das Konzept der «weiblichen Herzensbildung» hinaus mit der Volksschule in Konkurrenz. Die Schulbehörden waren unter starkem Einfluss der liberalen Führungselite grundsätzlich gegen eine Privatschule, welche die Volksschule, das Prunkstück des Freisinns, praktisch in Frage stellte und der Religion eine dominante Stellung einräumte. Um die notwendige Bewilligung zu erhalten, mussten sich die Schwestern Werdmüller über ihre pädagogischen Kenntnisse ausweisen und Nachhilfeunterricht nehmen. Trotz dem Aufhebungsantrag an den Erziehungsrat blieb jedoch die Privatschule der Werdmüller-Schwestern bestehen. Zu Schwierigkeiten kam es einige Jahre später auch bei der Gründung der Kleinkinderschule, die unter die Aufsicht des Frauenvereins gestellt wurde. Später fungierte zusätzlich die Schulpflege als Oberaufsicht.

Behördlicherseits unangefochten blieb das Engagement im ausserschulischen Bereich. Marie Werdmüller war unermüdlich im Einsatz für die Basler Mission. Sie verteilte Traktate, schrieb Gedichte und Lieder, organisierte Bazars und sammelte Geld von Tür zu Tür. Marie hatte «heidenchristliche Patenkinder in Indien und an der Goldküste», wie es in ihrem Nachruf heisst.[5] Die Erweckung und Erneuerung der Liebe zum «Heiland» stand immer im Zentrum des Einsatzes der drei Schwestern Mäde, Marie und Auguste.

In all diese Auseinandersetzungen banden die Werdmüller-Schwestern Vater und Bruder ein. Der Arzt Otto Werdmüller fungierte als ihr Sprachrohr in der Öffentlichkeit. Er verteidigte seine Schwestern auf dem politischen Parkett, wo diese selbst nicht aktiv sein durften, doch blieb er auch skeptisch. Ihr Verhalten schien ihm oft allzu schwärmerisch. Schwierig war die Situation auch für den Vater in seiner Stellung als Pfarrer und Vorsteher der Schulpflege. Doch setzten sich die Töchter durch, und das Pfarrhaus wurde zum Zentrum pietistischer Missionierung bis zum Tod des Vaters 1862, als sie ein eigenes Haus bauen mussten.

Im Zwang zu und im Drang nach finanzieller Autonomie orchestrierten die Schwestern Werdmüller die familialen Interaktionen sehr effektiv. Sie verstanden sich jedoch nicht einfach als erfolgreiche Institutsleiterinnen, sondern als emotionales Zentrum der ganzen Familie. Zu Hause sollte es nicht nur für sie «am schönsten» sein, sondern auch für die Eltern und den verheirateten Bruder. Der Wohnsitz der Schwestern blieb die ganze Zeit das Zentrum der Familie, nicht etwa das Doktorhaus des Bruders.

Distanz zu ihren frommen, weit vernetzt agierenden Schwestern wahrte einzig

Elise. Sie blieb anderen Kreisen gegenüber offen, auch dem einflussreichen freisinnigen Zangger-Clan, mit dem sie schliesslich die Liebe zur Musik verband.

INTERAKTIONEN IM DIENSTE DER INDIVIDUELLEN KARRIERE ALS KÜNSTLERIN

Die 1825 geborene Elise Werdmüller blieb zwar eingebunden in der Familie, strebte jedoch mit Unterstützung der Mutter eine individuelle Karriere als Sängerin an.[6] Das Spannungsfeld, aber auch die Überlagerung zwischen frauenspezifischer Familienorientiertheit und individueller Lebensgestaltung kommt in der Planung und der Deutung dieser Künstlerinnenlaufbahn auf geradezu exemplarische Weise zum Ausdruck, war doch eine Karriere im Bereich der Kunst im 19. Jahrhundert im familialen Rahmen kaum möglich. Vielmehr hatte sich das Individuum in seiner Einzigartigkeit zu beweisen. Die Primadonna auf der Opernbühne des 19. Jahrhunderts verkörperte für das Bildungsbürgertum in ausgeprägtester Weise die hochgezüchtete individuelle Leistung im Bereich des Musischen. Sie war sowohl Repräsentantin des Ausserordentlichen als auch Projektionsfigur für romantische Sehnsüchte und unausgesprochene Wünsche nach Grenzüberschreitung. In der Primadonna zeigte sich zugleich die Ambivalenz weiblicher Individualität: Sie galt nicht als kreative, sondern als reproduzierende Künstlerin. Und hier in dieser ambivalenten Position zwischen Arbeit im Dienste des Komponisten und Entfaltung der eigenen Subjektivität wurde Frauen die Überschreitung der Grenzen des engen weiblichen Handlungsspielraumes zugestanden. Sich in diesen Welten zu bewegen war aber für eine im Geiste christlicher Pflichterfüllung erzogenen Pfarrtochter kein einfaches Unterfangen.

Ein bildungsorientierter und musikliebender Verwandter aus dem Zweig der reichen Werdmüller vom Stadelhofen, Mitbegründer des Konservatoriums in Zürich, bestimmte und finanzierte die Ausbildung von Elise. Dank der Beziehungen des Gönners reiste sie zu Beginn der 1840er Jahre nach Dresden, einem Zentrum des damaligen Musiklebens. Als spätere Begleiterin in der Fremde wurde von der Mutter ihre um ein Jahr ältere Schwester Magdalena bestimmt. Deren Freundin, Susette Ziegler aus dem Pfarrhaus in Winterthur, stellte die Ausrichtung auf das Theater, dem Hort der Sünde, in einem Brief grundsätzlich in Frage: «Über Deinen Plan einst Elise ins Ausland zu begleiten, möchte ich auch lieber mündlich mit Dir reden, nur die [...] Frage möchte ich an Dich richten: Ist diess die dem Weibe vorgegebene Bestimmung?»[7] In der Folge schwankte Mäde immer wieder zwischen familialer Pflichterfüllung und sitt-

lich-moralischen Vorbehalten. In ihren Briefen an die Familie kommt ihr innerer Zwiespalt zum Ausdruck: «Wenn ich mir die liebe Schwester so einsam in der fremden Welt denke, sich sehnen nach einem Wesen, das ganz für sie lebt, dem sie sich liebend hingeben könnte; wenn ich mir alle die Gefahren denke, von denen sie unstreitig umgeben ist und vor denen ich vielleicht mit Gottes Hülfe sie einigermassen schützen könnte; wenn ich vollends denke, dass es mir vielleicht (zwar nicht aus eigener Kraft) gelingen könnte, sie von einer in meinen Augen unwürdigen und verderblichen Laufbahn zurückzuführen – dann könnte ich alles andere bei Seite setzen und mich ganz der lieben Schwester und ihrem Glück widmen.»[8] Mit der geplante Mitnahme der langjährigen Magd der Familie hoffte sie, ein Stück Heimat nach Deutschland hinüber zu retten: «Unsere brafe Katheri müsste jedenfalls mit uns; wir wollten unser Hauswesen ganz schweizerisch einrichten.»[9] Schliesslich waren auch die jüngeren Schwestern Marie und Auguste für die Unterstützung von Elise vorgesehen, was das Opfer von Mäde im Dienste von Familie und individueller Karriere erleichtern sollte.

In der Zwischenzeit wohnte die junge Sängerin über Jahre alleine bei privaten, ihr jedoch freundschaftlich zugetanen Familien in Sachsen. Später lebte sie in Leipzig, wo neben dem gefeierten Komponisten und Dirigenten Felix Mendelssohn auch Robert Schumann wirkte und Clara Schumann-Wieck immer wieder als bewunderte Solistin Konzerte bestritt. Vor allem trat die berühmteste deutschsprachige Sängerin der damaligen Zeit, die Wilhelmine Schröder-Devrient, in Dresden und Leipzig auf und sang in verschiedenen Premieren von Wagner-Opern die weibliche Hauptrolle. Als Otto Werdmüller die Schwester in Dresden besuchte, unterliess er es nicht, mit ihr zusammen die «Primadonna Schröder», wie er sie in seinem Tagebuch nannte, in der Oper zu bewundern.[10] Höhepunkte in der Karriere von Elise Werdmüller waren die Mitwirkung im Oratorium «Paulus» von Mendelssohn, das vom Komponisten dirigiert wurde, und Auftritte vor dem sächsischen Königspaar und am kleinen Hofe von Sachsen-Altenburg. Ihre Suche nach einer Anstellung – von Dresden und Leipzig bis nach Frankfurt an der Oder, Weimar oder München –, die ihr und der Schwester Mäde ein gesichertes Leben ermöglicht hätte, erwies sich als schwierig, da die Konkurrenz äusserst gross war. Trotzdem hoffte die Mutter unablässig auf eine Karriere ihrer Tochter in Dresden, dem damaligen Mekka der deutschen Musikwelt.

Tief religiös wie ihre älteste Tochter, suchte Magdalena Werdmüller-Esslinger das Spannungsfeld zwischen demutsvoller Pflichterfüllung und individuellem Erfolg abzubauen: einerseits durch die geplante familiale Einbindung der Schwestern in die Karriereplanung, anderseits indem sie die Entwicklung des Talentes ihrer Tochter als gottgewollt interpretierte. Schon bei den ersten Auftritten

während der Ausbildung in Zürich suchte sie, Ambitionen und Weltbild in Einklang zu bringen: «Am besten würde es mich freuen – wenn Du allenfals diesen Sommer *doch* noch in einem Concert singen müsstest, wenn zum besten der Blinden ein Concert gegeben wird, wenn Du da zum ersten mal öffentlich auftreten würdest [...]. Wie wär es ein *Wonnegefühl* zu wissen, dass Du vieleicht einmal auch manche Träne der Armuth troknen köntest, u. dieser Gedanke solte dich jezt schon begeistern, dass Du auch einmal so viel Eifer u. Fleis auf Deine Kunst verwendest. Dies würde Dich weit mehr schmüken als Gold und Seide, u. Dich in den Augen *dessen*, der Dir diess schöne Talent verliehen hat wohlgefällig u. angenehm machen.»[11] Zwar musste sich Elise für eine Karriere in Deutschland auch als Opernsängerin ausbilden lassen, doch hoffte die Mutter, dass sie später als Konzert- und Oratoriumssängerin Triumphe feiern könnte, um dem Vorwurf der Sündhaftigkeit entgegenzuwirken. So war die Mitwirkung ihrer Tochter im «Paulus» ein Gnadenakt Gottes: «Wandle Du nur immerfort in der *Demuth* – denn nur den Demüthigen giebt der Herr Gnade [...]. So betrachte ich es als Gnade von Gott, dass Dein Schicksall nun plötzlich eine so glückliche Wendung nimmt.»[12] Im Erfolg der Tochter sah sie sich als Mutter, als Musikliebhaberin, als Angehörige der städtischen und gebildeten Oberschicht und in ihren geheimen Wünschen nach individueller Anerkennung bestätigt. Wie stark sie von der Rückkehr der Tochter nach Uster – gemessen an den hochgeschraubten Hoffnungen, war diese als Misserfolg zu deuten – enttäuscht war, entzieht sich unserer Kenntnis.

1847 fand Elise schliesslich ein Engagement als Konzertsängerin im aufstrebenden München, gegen das sich die Mutter wegen des schlechten moralischen Rufes der Stadt und seiner Oper einige Jahre zuvor noch gewehrt hatte. Doch zwangen die Aufstände von 1848 die 23jährige schon wieder zur Heimreise. Ob sie sich bewusst zur Aufgabe ihrer individuellen Karrierepläne entschloss oder nur der Not gehorchend, bleibt dahingestellt. Ihr Lebensmuster glich sich in der Folge aber nur teilweise dem ihrer Schwestern an, prägten sich doch die eigenwilligen Seiten ihrer Persönlichkeit – entgegen dem Idealbild des weiblichen Geschlechtscharakters – in der Folge stärker aus. Seit 1849 war sie zuerst als Gesellschaftsdame, Musiklehrerin und Erzieherin im Hause eines Horn spielenden und reisefreudigen polnischen Grafen im damals noch russischen Lemberg angestellt. Sie sang auf seinen Wunsch hin verschiedentlich in halbprivatem Rahmen vor Publikum, auch in Paris und während einer langen Reise, die sie zusammen mit dem Grafen und der frommen Schwester Marie vom Berner Oberland über Genf und Chamonix nach Malta und dem heutigen Istanbul führte. Ihr Wille zur Individualität zeigte sich dabei weniger bei diesen Auftritten als in ihren Eskapaden in die Berge, ihren Ausritten zu Pferd oder den Spaziergängen ohne Begleitung durch die Gassen orientalischer Städte, was

Marie jedes Mal in Angst und Schrecken versetzte. Sie wünschte sich dabei auch manchmal, ein Mann zu sein, dem solche Freiheiten selbstverständlich zustanden.
1852 definitiv nach Uster zurückgekehrt, gliederte sie sich als Musiklehrerin in der Privatschule zwar wieder in den vielschichtigen familialen Beziehungsrahmen ein, markierte zugleich aber auch ihren eigenen Weg. Sie war Organistin in der Pfarrkirche und dirigierte auf Initiative von Rosette und Heinrich Grunholzer-Zangger den vom freisinnigen Pfarrer und Werdmüller-Gegner Salomon Vögeli gegründeten Gemischten Chor. Als Dirigentin – eine äusserst unübliche Position für eine Frau – trat sie mit den sich nach ihrem Taktstock richtenden Männern und Frauen an Sängerfesten auf. Ihre wenig geschlechterkonforme Haltung zeigte sie auch in ihrer Vorliebe für gewagte Bergtouren, wo sie einmal selbst ihren Rock gegen Hosen tauschte. Noch mit 60 Jahren konkurrenzierte sie mit extravaganten Engländerinnen um die weibliche Erstbesteigung von Alpengipfeln.[13] Trotzdem blieb sie eng eingebunden in der Familie und war den Nichten und Grossnichten sehr zugetan, welche die Ansichten ihrer Verwandten liebevoll als persönliche Besonderheiten zu deuten und damit in ihr von frommer Religiosität geprägtes Weltbild zu integrieren suchten. Weil sich Elise Werdmüller im Familienrahmen bewegte, konnte sie die Geschlechtergrenze schon im 19. Jahrhundert ohne Sanktionen überschreiten und sich ihre ausgeprägte, an männlich definierten Leistungen orientierte Individualität bestätigen.

INTERAKTIONEN ZUR ABSICHERUNG DES GESELLSCHAFTLICHEN AUFSTIEGS DURCH GESCHÄFTLICHEN ERFOLG

So untypisch eine individuelle Karriere für Frauen im 19. Jahrhundert war, so selbstverständlich konzentrierten sich die Aufstiegsbestrebungen ausserhalb der traditionellen Familienwirtschaft auf die Männer einer Familie. Frauen hatten den Aufstieg zu unterstützen, aber durften trotz der räumlichen Trennung eine finanzielle und prestigemässige Festigung ihrer Position als Angehörige der Familie erwarten. Dieses geschlechtsspezifische Muster reziproker Pflichterfüllung zeigt sich in den familialen Beziehungen der aus der dörflichen Mittelschicht aufgestiegenen Familie Spörry-Stucki. Die 1799 geborene Regula Stucki aus Dürnten war verheiratet mit dem zwölf Jahre älteren Hans Jakob Spörry, Müller von Fischental, der 1828 mit seinem Bruder Caspar Spörry die Baumwollspinnerei «Elba» in Wald eröffnete. Gerade war das jüngste der neun Kinder geboren, als die Fabrik Konkurs ging. Nach kurzer Zeit machte sich Hans Jakob Spörry als Bäcker wieder selbständig, unterstützt von seiner Frau.

Die ältesten Töchter halfen nicht nur im Haushalt, sondern trugen ausserdem mit verschiedensten Erwerbstätigkeiten, beispielsweise mit Nähen, zum Einkommen bei. Nach ihrer Heirat folgte die älteste Tochter Marie 1847 ihrem Mann nach Männedorf an die «Mittelwiese», wo sie den jüngeren Schwestern Anna und Lisette Arbeit als Modistinnen vermittelte. 1849 starben kurz hintereinander der Vater Hans Jakob Spörry und der Schwiegersohn am Typhus. Da zog die Mutter mit den jüngsten Kindern nach Männedorf, gründete an der «Mittelwiese» einen eigenen Haushalt und half ihrer ebenfalls verwitweten Tochter Marie, die in der Arbeitsschule Mädchen im Nähen unterrichtete. Ihre jüngste, erst 1839 geborene Tochter Emilie fungierte als Kindermädchen der knapp zehn Jahre jüngeren Nichte. Die zweitälteste Schwester, vermählt mit dem Bruder ihres Schwagers, übersiedelte bald darauf ebenfalls nach Männedorf zur Mutter. Später übernahm sie mit ihrem Mann eine Landwirtschaft, pflegte aber weiterhin den engen alltäglichen Kontakt mit ihrer Familie.

Die «Mittelwiese» wurde nicht nur für die Schwestern, sondern auch für die im Ausland lebenden Brüder zum Mittel- und Sammelpunkt der Familie. Heinrich, der älteste, war nach einer kaufmännischen Lehre in Winterthur in die Leitung eines Handelsgeschäfts im französischen Le Havre aufgestiegen und verhalf den jüngeren Brüdern zu Stellen in Chemnitz und Paris bis ins englische Bradford. Nach seiner geschäftlichen Niederlassung in Mühlhausen holte er die jüngste Schwester Emilie in eine Schule der Herrnhuter, ganz den Wünschen des verstorbenen Vaters gemäss, der sich der Brüdergemeine von Graf Zinzendorf eng verbunden fühlte. In den Augen seiner Angehörigen sorgte Heinrich trotz der räumlichen Ferne «so väterlich» für seine Geschwister, einer Fürsorge, deren sich Anna in einem Brief an ihre Schwester Emilie dankbar erinnerte: «Der liebe Vater im Himmel hat uns eine Stütze an unserem Bruder gegeben, auf die wir uns verlassen können.»[14] Mit ihrer beruflichen Qualifikation ermöglichten die Brüder den gesellschaftlichen Aufstieg der Familie, während die Schwestern in Männedorf ihrerseits den emotionalen Zusammenhalt schafften. «Wir fühlen uns sehr angetrieben, unseren treuen Geschwistern ihre liebe Heimat hier beizubehalten und euch stets mit wahrer inniger Liebe aufzunehmen», schrieb Marie 1857, kurz nach dem Tode der Mutter, an ihre jüngste Schwester im elsässischen Beblenheim. Schwester und Brüder verliessen sich gleichermassen auf den materiellen wie emotionalen Rückhalt, der ihnen ihre Stellung sicherte, und erfüllten damit auch gleichermassen die Hoffnungen der Eltern: «Könnten unser teuren Eltern Augenzeugen davon sein, dass wir alle, ein Jedes an seiner Stelle, zufrieden sind; wie glücklich wären sie; wie oft sagten sie, wenn Kummer sie drückte, gerne wolle sie alles ertragen, wenn sie das Bewusstsein hätten, dass ihre Kinder es besser bekommen!»[15]

Diese Haltung gegenseitiger Verpflichtung übertrugen sie quasi als Familien-

vermächtnis an die Nachkommen. Die einzige Tochter von Marie, verheiratet mit dem erfolgreichen Geschäftsmann Hermann Leemann, kehrte 1903 als Witwe mit ihren beiden bald erwachsenen Kindern zurück nach Männedorf. Dort lebte sie bis zu ihrem Tode im Jahre 1922 im gemeinsamen Haushalte mit der Tochter Lydia, deren Laufbahn, geprägt von Berufstätigkeit und akademischer Ausbildung, sie mit ihrer Arbeit im Hintergrund unterstützte.[16] Die promovierte Psychologin und Pädagogin wurde nach ihrer Tätigkeit als Lehrerin an der Höheren Töchterschule und der Sozialen Frauenschule 1924 zur Leiterin der Schweizerischen Pflegerinnenschule ernannt. Ihr unermüdlicher Einsatz für die Schulung und materielle Besserstellung der Krankenschwestern wurde mit dem Ehrendoktortitel in Medizin honoriert. Nur im Rahmen von Ausbildungsinstitutionen für Frauenberufe oder gemeinnützigen Projekten hatten Frauen wie Lydia Leemann die Chance, dass ihre erfolgreiche Laufbahn gesellschaftliche Anerkennung erfuhr. Doch trotz der Berufserfolge blieb die Schulleiterin Leemann eingebunden in familiale Verpflichtungen. Sie war nicht nur ihrer Mutter eng verbunden, sondern auch ihrem Patenkind, dem Sohn ihres verstorbenen Bruders, dem sie von Männedorf aus über Jahre Wohnung und die Finanzierung des Studiums sicherte und allezeit beratend beistand. Dieselbe Verantwortung, die ihr als «Oberin Leeman» in der Pflegerinnenschule zukam, übertrug ihr die Familie und Verwandtschaft für die eigenen Belange: Auch für diese war sie die «Oberin». Sie übernahm damit geschlechterübergreifend die früheren Rollen sowohl von Heinrich, dem ältesten Sohne von Hans Jakob und Regula Spörry-Stucki, als auch von dessen Schwestern in Männedorf.

ERNÄHRER VERSUS EGOISTIN ODER DIE GESCHLECHTSSPEZIFISCHE DEUTUNG VON INTERAKTIONEN IM FAMILIALEN RAHMEN

Eingebunden in Familie und typisch weiblichen Berufsbereich konnte Lydia Leemann eine öffentlich anerkannte Karriere machen, ohne mit den geschlechtsspezifischen bürgerlichen Normen in Konflikt zu kommen. Entscheidend war dabei ihr Zivilstand. Auch wenn verheiratete Frauen in Realität mit ihrer Erwerbstätigkeit die Ernährerfunktion übernahmen, durfte dies nie als individuelles Karrieremuster, sondern lediglich als (Liebes-)Dienst für die Familie gedeutet werden. Selbst so erfolgreiche Unternehmerinnen wie die Verlegerin Verena Conzett interpretierten ihre Geschäftstätigkeit nur als notwendigen Einsatz für ihre vaterlosen Söhne und Enkel, als temporäre Überbrückungsfunktion.[17] Ein individuelles Karrieremuster für Frauen war in der bürgerlichen Geschlechter-

ordnung, die Ehefrauen in der Schweiz bis 1987 nicht als eigenständige und handlungsfähige Subjekte verstand und Frauen im allgemeinen lange Zeit grundlegende Rechte vorenthielt, nicht vorgesehen. Eine bewusste Lebensgestaltung von Frauen mit Familienpflichten ausserhalb des familialen Rahmens von Haushalt, Gewerbe oder Landwirtschaft wurde daher immer als Bedrohung gedeutet und mit sittlich-moralischen Argumenten bekämpft. Alle Ansätze zur Umsetzung persönlicher Berufswünsche stempelten eine Gattin und Mutter bis in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts zur seelenlosen und pflichtvergessenen Egoistin. Trotz der eben erst erfolgten Inkraftsetzung des Gleichstellungsgesetzes sind im Zeitalter der totalen Mobilität, der Grossfusionen, des «shareholder value» und des damit bedingten uneingeschränkten Einsatzes im Dienste der Firma die geschlechterspezifischen Rollenfunktionen und Beziehungsmuster weiterhin wirksam: Der beruflich erfolgreiche Ehemann gilt auch heute in vielen Kreisen als verantwortungsvoller Ernährer, die beruflich erfolgreiche Ehefrau als eiskalte Karrieristin. Es stellen sich aber auch grundsätzlichere Probleme, und zwar nicht als eine Frage der Deutung, sondern der alltäglichen wirtschaftlichen und lebensweltlichen Realität. Erfolgreiche Karrieren sind mehr denn je in hohem Masse «gendered»: Manager und Politiker leben in der Regel die traditionelle Arbeitsteilung mit einer Ehefrau, die das familiale «Hinterland» garantiert, während Frauen in Top-Positionen in ihrer grosser Mehrheit alleine leben oder zumindest ohne familiale Betreuungspflichten. Eher können sie sich auf die Hintergrundunterstützung durch eine andere Frau als durch einen zurückstehenden Ehemann verlassen – die wissenschaftlich erhobenen Daten und die informellen Auskünfte sprechen diesbezüglich Klartext.

Anmerkungen

1 Elisabeth Joris, Heidi Witzig, *Brave Frauen – aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820–1940)*, 3. Aufl. Zürich 1994.
2 Elisabeth Hess-Brändli, *Mein Lebenslauf*, 10. Ms. Gemeindechronik Wald.
3 Otto Kunz, *Barbara die Feinweberin*, Luzern 1942.
4 David Gugerli, *Zwischen Pfrund und Predigt. Die protestantische Pfarrfamilie auf der Zürcher Landschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert*, Zürich 1988.
5 StAZ BX 168.4 B Werdmüller Nachlass, Grabreden 1821–1923, Nekrologe.
6 Die Biographie von Elise Werdmüller erschliesst sich aus den Briefen und Tagebüchern im Nachlass Werdmüller im Staatsarchiv Zürich (StAZ) und aus den sich im Besitz der Nachkommen befindlichen Privatnachlass (zur Zeit Familie Schmid-Kläui).
7 StAZ BX 168.3 F Briefe an Magdalene Werdmüller 1826–1863, Brief von Süsette Ziegler, 17.5.1840.
8 StAZ BX 168.2 E Briefe an Magdalene Werdmüller-Esslinger 1803–1851, Magdalena Werdmüller an ihre Mutter, 28.4.1845.
9 Wie Anm. 8.

10 StAZ BX 168.3 H Reisetagebücher von Dr. Otto Werdmüller und Elise Werdmüller 1842/73.
11 StAZ BX 168.2 D Briefe von Magdalena Werdmüller-Esslinger 1814–1842, an die Tochter Elise Werdmüller, 17.2.1840.
12 Wie Anm. 11, 17.3.1843.
13 Persönliche Beschreibungen ihrer Schweizer Reisen, Privatnachlass Schmid-Kläui.
14 Die Zitate und Informationen zur Familie Stucki sind alle aus der Familienrekonstruktion von Theodor Sessing, Sohn der jüngsten Tochter Emilie: *In piam memoriam!*, Manuskript, Königsfeld im Schwarzwald 1942.
15 Brief von Marie an Emilie, zit. in: Theodor Sessing, *In piam memoriam.*
16 Die Biographie von Lydia Leemann (1885–1979) lässt sich anhand ihres 1973 verfassten Rückblicks, der Reden bei der Trauerfeier und den nach ihrem Tode in verschiedenen Zeitungen erschienen Nachrufen rekonstruieren, die gemeinsam im Gemeindearchiv Wald, Stichwort Lydia Leemann, archiviert sind.
17 Vgl. Verena Conzett, *Erstrebtes und Erlebtes*, Zürich 1929.

RÉSUMÉ

INTERACTIONS HOMMES/FEMMES DANS LES RÉSEAUX FAMILIAUX

Au XIXe et au début du XXe siècle, la famille connaît un changement de structure et de valeur qui transforme durablement les interactions familiales entre les femmes et les hommes selon le temps, le lieu, les phases du cycle familial et l'appartenance sociale. Dans ce cadre, les femmes apparaissent particulièrement flexibles; leur étroite coopération, adaptée aux besoins du moment, garantit une unité optimale de la famille tant du point de vue économique qu'émotionnel.

Au sein des entreprises familiales, dans les secteurs de l'agriculture, de l'artisanat et de la petite industrie, la volonté de travailler et de progresser ensemble influence considérablement les interactions familiales ainsi que la conscience de soi. En ce qui concerne les femmes qui travaillent dans le secteur de l'artisanat, le passage souple entre les différents domaines de production, la priorité donnée à l'activité professionnelle, inversement le second rôle attribué aux travaux domestiques et éducatifs, sont des faits tout à fait caractéristiques. Outre la flexibilité des rôles qu'assument les femmes, la coopération professionnelle entre les membres d'une même famille joue un rôle majeur. Cette collaboration nécessite aussi bien pour les femmes que pour les hommes de hautes qualifications professionnelles. Pour les jeunes femmes qui travaillent dans les entreprises textiles, l'apprentissage de couturière constitue la voie royale qui – indépendamment de l'état civil – leur confère une place importante dans la structure familiale. Lorsque l'apprentissage est réservé aux hommes, le

magasin représente souvent le lieu par excellence où la femme exerce des responsabilités.

La flexibilité des rôles qu'assument les femmes et les hautes qualifications professionnelles exercent également une influence sur les interactions dans les familles d'ouvrières, principalement dans l'industrie textile où des femmes mariées travaillent en dehors du domicile en qualité de tisserandes. Le travail improductif domestique se sépare ici du travail productif: ce n'est point la coopération familiale au niveau professionnel qui est ici requise, mais la professionnalisation individuelle ou, tout au plus, la coopération avec d'autres personnes de la même fabrique. Une problématique spécifique marque, depuis le milieu du XIXe siècle, la coopération dans les familles bourgeoises cultivées où les hommes occupent, grâce à leur formation, des postes prestigieux au sein de l'administration publique ou dans les institutions scolaires et religieuses, gagnant par là de plus en plus d'argent. A titre d'illustration, les familles de pasteur fonctionnent «en vertu de la nature même de cette fonction» comme des entreprises familiales traditionnelles où les interactions portent fortement l'empreinte de la prédominance de la profession pastorale. La femme du pasteur a un rôle bien défini: elle est appelée à seconder son mari dans les tâches sociales et assiste également d'autres femmes. La dignité, les honneurs de la fonction ainsi que la rémunération reviennent cependant au mari. Les offices étant limités dans le temps, il est presque impossible pour une fille de pasteur non mariée de vivre aux frais de sa famille. Cette situation oblige la jeune fille à entreprendre une formation professionnelle. En tant que membre de la bourgeoisie cultivée, cette formation s'effectue dans le domaine de l'éducation, des langues, de la musique ou des soins.

Le chant et la musique en famille ouvrent également des portes à celles qui se dirigent vers une carrière individuelle d'artiste. Or il n'est pas aisé de se mouvoir dans ce milieu pour les filles de pasteur éduquées dans l'esprit de l'accomplissement du devoir en toute humilité. Tout en demeurant liées à la famille, quelques femmes parviennent néanmoins à étendre l'étroite marge de manœuvre dont elles disposent, à passer par-dessus les frontières des genres sans être sanctionnées, enfin à mettre en évidence leurs propres compétences.

Autant une carrière individuelle féminine est un phénomène atypique au XIXe siècle, autant les efforts d'ascension se concentrent sur les hommes à l'extérieur de l'économie familiale traditionnelle. Les femmes ont pour tâche de soutenir cette ascension; elles peuvent en attendre, en qualité de membre de la famille, avantage financier et rehaussement de leur prestige. Ce modèle spécifique aux genres, où l'accomplissement du devoir implique une action réciproque, se rencontre en particulier dans les familles réunissant des représentants issus des couches moyennes villageoises, représentants qui se hissent au rang d'entre-

preneurs couronnés de succès ou d'employés occupant de hautes fonctions à responsabilités. Tandis que les qualifications professionnelles des hommes, qui les conduisent souvent à s'éloigner du domicile familial, ouvrent la porte à l'ascension sociale, les femmes assurent dans leur lieu d'origine la cohésion au niveau émotionnel de tous les membres de la famille au-delà de la séparation géographique. Elles assurent ainsi non seulement la continuité de la famille, mais offrent à ceux qui sont partis une image du pays à laquelle ils peuvent en tout temps se référer.

Au XXe siècle, la professionnalisation d'activités féminines impliquant de hautes qualifications permet enfin l'ascension individuelle des femmes. Si elles continuent d'assumer au sein du réseau interactionnel de la famille des devoirs familiaux, ces femmes parviennent, surtout celles qui ne sont pas mariées ou les veuves, à obtenir une reconnaissance de leur carrière, sans entrer en conflit avec les normes bourgeoises spécifiques aux genres. Cependant, les épouses et les mères qui ont tenté de réaliser des désirs professionnels personnels ont été affublées, jusque tard dans la deuxième moitié du XXe siècle, de l'étiquette de femmes égoïstes dépourvues d'âmes et manquant à leur devoir.

(Traduction: Chantal Lafontant)